

Japanologie in Berlin Geschichte und Ausblick *

Bruno Lewin, Berlin

Gestatten Sie mir, anlässlich der siebzigsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Berliner Japaninstituts hier in der Mori-Ôgai-Gedenkstätte der Humboldt-Universität aus der Sicht eines Japanologen außer Diensten einiges über die Entwicklung des Faches in dieser Stadt vorzutragen. In gewisser Weise ist dies ein Akt der Verbundenheit mit der Alma mater, der Humboldt-Universität, an der ich, selbst gebürtiger Berliner, das Fach Japanologie bis zur Magisterreife in den Jahren von 1947 bis 1950 studiert habe. Das Abschlußdiplom lautete übrigens "Universitäts-Abschlussprüfung (für Nichtlehrer)" — da bin ich natürlich stolz, es immerhin noch zum Hochschullehrer gebracht zu haben.

Wir schreiben das Jahr 1996, ein Jahr des Rückblickes auf manchen Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg, so auch auf die Wiedereröffnung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Ende Januar 1946, nunmehr unter dem Namen ihres Berliner Gründungsvaters Humboldt-Universität. Insbesondere aber ist es ein bedeutsames Jahr für die Japanologie: Zum zweihundertsten Male jährte sich in diesem Februar der Geburtstag des Würzburgers Philipp Franz von Siebold, der 1796, achtzig Jahre nach dem Tode Engelbert Kaempfers aus Lemgo, geboren wurde. Siebold und Kaempfer, das sind Namen von Gelehrten, denen wir ein authentisches und facettenreiches Bild von Japan im sogenannten Zeitalter der Abschließung verdanken und die als Pioniere einer wissenschaftlichen Japankunde angesehen werden können. Sodann ist, speziell auf die Berliner Japanologie bezogen, an die Eröffnung des Berliner Japaninstituts vor siebzig Jahren zu denken, das in den knapp zwanzig Jahren seines Bestehens eine zentrale Rolle in der deutschen Japanologie gespielt hat. Zu erinnern ist weiterhin an die Wiederaufnahme des japanologischen

* Festvortrag zum 70. Geburtstag des Berliner Japaninstituts, gehalten am 4. Dezember 1996 in der Mori-Ôgai-Gedenkstätte.

Lehrbetriebes an der Humboldt-Universität vor fünfzig Jahren im Wintersemester 1946/47, und schließlich feiern wir im Dezember 1996 den Jahrestag der Eröffnung des neuen Zentrums für Sprache und Kultur Japans, das in großzügiger Ausstattung in der Johannisstraße, unweit der Mori-Ôgai-Gedenkstätte, einen würdigen Platz gefunden hat. Das heutige Treffen steht unter dem Motto "Japanologie in Berlin — Geschichte und Ausblick". Auch wenn es in diesem Zusammenhang keiner Würdigung des Philipp Franz von Siebold mehr bedarf, ist es in dem gegebenen Rahmen keine leichte Aufgabe, allein schon dem Thema "Geschichte der Japanologie in Berlin" gerecht zu werden. Dennoch möchte ich versuchen, "oyobazunagara", mit meinen geringen Kräften, das Thema zumindest skizzenhaft zu behandeln, nicht unbedingt in historischer Abfolge, eher im Plauderton mosaikhafte zusammengesetzt.

Nehmen wir das Wintersemester 1946/47 mit dem Wiederbeginn des japanologischen Lehrbetriebes an der Berliner Universität zum Ausgangspunkt. Es war kein eigentlicher Neubeginn, denn der Fachvertreter, Martin Ramming, hatte politisch unbeschadet die Nazizeit überstanden und konnte seine 1929 in Berlin aufgenommene Lehrtätigkeit ungehindert fortsetzen. In einem Bericht des "Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung" vom Jahre 1942 über die nationalsozialistische Linientreue von Ostasienswissenschaftlern hatten ihn die Nazis als "politisch wenig interessiert" eingestuft, ihm aber einen "anständigen Charakter" attestiert.

Ramming war nach dem Kriege politisch nicht belastet. Das galt nach dem Zusammenbruch des "Tausendjährigen Reiches" nur für einen Teil der Ostasienswissenschaftler. Nicht wenige waren Mitglieder der NSDAP geworden und von der nazistischen Ideologie angekränkt, so daß auch auf diese Fächer die braunen Schatten der Vergangenheit fielen. Wer sich beispielsweise damals nach dem Kriege in der Berliner Universität in die chinesische oder die japanische Umgangssprache einführen lassen wollte, mußte dies bei politisch belasteten Lehrkräften in angebotenen Privatstunden tun, denn an der Universität hatten die Betroffenen Lehrverbot. (Diesem braunen Aspekt der deutschen Japanologie soll hier nicht weiter nachgegangen werden. In letzter Zeit hat sich das fachgeschichtliche Interesse auch diesem zuvor meist tabuierten Gegenstand zugewandt und aufschlußreiche Erkenntnisse hervorgebracht.)

Kehren wir zurück zu Martin Ramming, der durch sein erstaunlich weitgehend von brauner Ideologie freigehaltenes, 1941 herausgegebenes *Japan-Handbuch* weit über die Fachkreise hinaus bekannt geworden ist. Er verkörpert ein bedeutendes Stück deutscher Japanologie, dies schon durch seine Lebenszeit, die fast hundert Jahre von 1889 bis 1988 umgreift. Als Baltendeutscher

in St. Petersburg geboren und an der dortigen Universität ostasienwissenschaftlich ausgebildet, hat er in russischen Diensten schon zur Meiji-Zeit Japan bereist. Nach der Oktoberrevolution blieb er als Russisch-Dozent an der Tôkyôter Fremdsprachenhochschule. 1928 kam er mit seiner Familie nach Berlin, und im folgenden Jahr nahm er seine japanologische Lehrtätigkeit auf, anfangs als Dozent am Seminar für Orientalische Sprachen. Ramming promovierte 1930 an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität mit einer Studie über *Rußlandberichte schiffbrüchiger Japaner aus den Jahren 1793 und 1805 und ihre Bedeutung für die Abschliessungspolitik der Tokugawa*. Von 1937 an lehrte Ramming an der Universität. Erst kurz vor Kriegsende 1945 erhielt er den Status eines Professors für Japanologie, und bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1958 war er als Ordinarius des Faches an der Humboldt-Universität im Amt.

Doch Martin Ramming war nicht nur akademischer Lehrer: Sein Name ist auch eng mit dem Berliner Japaninstitut verknüpft, dessen langjähriger Leiter er war. Dieses Institut, sein voller Name lautete "Institut zur wechselseitigen Kenntnis des geistigen Lebens und der öffentlichen Einrichtungen in Deutschland und Japan (Japaninstitut)", ist am 4. Dezember 1926, genau vor siebzig Jahren eröffnet worden. Es verdankt sein Entstehen der Initiative zweier Männer, des berühmten Chemikers und Nobelpreisträgers Fritz Haber (1868–1934), der zur Schaffung einer Institution für deutsch-japanischen Kulturaustausch durch seine Japanreise von 1924 angeregt wurde, und des damaligen deutschen — philologisch gebildeten — Botschafters in Tôkyô, Dr. Wilhelm Solf (1862–1936). Der oben genannte volle Name des Japaninstituts unterrichtet über seine Aufgabenstellung. Fritz Haber, erster Vorsitzender des Kuratoriums des Japaninstituts, hat in seiner Rede anlässlich der Institutseröffnung am 4. Dezember 1926 im Festsaal der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Berliner Schloß den tragenden Gedanken dieser Gründung einprägsam formuliert: "...daß die Völker auf die Länge an äußerem Nutzen und an innerem Gewinn am meisten erreichen, wenn sie sich verstehen lernen und mit dem Denken und Empfinden des anderen vertraut werden." Wie wahr, auch vor dem Hintergrund des heutigen Weltgeschehens!

Weitere Informationen über das Japaninstitut erhalten wir u.a. aus dem *Japan-Handbuch* (1941): "Der Unterhalt des Instituts wird vom deutschen Reich bestritten. Die Leitung befindet sich in den Händen je eines Japaners und eines Deutschen. Seine Aufgaben erfüllt das Japaninstitut durch Veranstaltung von Vorträgen und Ausstellungen, Auskunftserteilungen, Förderung von Veröffentlichungen, wissenschaftlichen Arbeiten usw. über Japan sowie

durch Beratung von Japanern in Deutschland.” Von der japanischen Regierung wurde ein halbes Jahr später 1927 ein Parallel-Institut errichtet (Nichidoku Bunka Kyôkai), das allerdings eher kulturpropagandistischen Zwecken diente.

Das Berliner Japaninstitut hatte seinen Sitz ursprünglich im Schloß. Es unterstand einem Kuratorium, dessen Vorsitz Fritz Haber bis 1929 führte. Deutscher Leiter war zuerst Friedrich Trautz (1877–1952). Trautz hatte anfangs die Offizierslaufbahn eingeschlagen, hatte dann nach der Beschäftigung mit der japanischen Sprache 1909/10 das Land annähernd ein Jahr lang bereist, sich anschließend dem Japanologie-Studium verschrieben und 1921 in Berlin promoviert (fortan titulierte er sich: Major a.D. Dr. phil. F. M. Trautz). 1923 hatte Trautz in Breslau bei einer Siebold-Enkelin Teile des Siebold-Nachlasses entdeckt, die ihn zu Siebold-Studien anregten. Später konnte er diese Sieboldiana für das Japaninstitut erwerben. Sein eigener umfangreicher Nachlaß ist durch Vermittlung seiner Witwe 1960 an die Universität Bonn gegangen.

Martin Ramming, der nach seiner Ankunft aus Japan 1928 für die Betreuung der Bibliothek des Japaninstituts angestellt worden war, übernahm mehr und mehr die Aufgaben von Trautz und wurde 1934 offiziell zum Leiter ernannt. Dem Kuratorium gehörten im Laufe der Zeit führende Japanologen an wie Karl Florenz (Hamburg), Wilhelm Gundert (Tôkyô), Oscar Kressler (Bonn), André Wedemeyer (Leipzig), Friedrich Trautz, Otto Kümmel und Clemens Scharschmidt (alle Berlin). Haber übergab das Amt des Kuratoriumsvorsitzes 1929 an Wilhelm Solf, nach dessen Tode 1936 der Vizeadmiral a.D. Karl Behnke, nunmehr als Präsident, eingesetzt wurde. Ihm folgte ein weiterer Marineoffizier, der Admiral z.V. Richard Foerster, der bis 1945 im Amte blieb. Die großen Verdienste Habers, eines deutschen Juden, wurden von den Nazis totgeschwiegen, und nicht einmal im Japan-Handbuch durfte er genannt werden, wie überhaupt unter dem Hitler-Regime auch die jüdischen Ostasienwissenschaftler verdrängt und verfolgt wurden.

Um auch in einem publikumsnahen Vereinsrahmen die deutsch-japanischen Kulturbeziehungen zu vertiefen, wurde bald nach der Eröffnung des Japaninstituts eine Deutsch-Japanische Arbeitsgemeinschaft im Juli 1928 ins Leben gerufen und im November 1929 umgewandelt in die Deutsch-Japanische Gesellschaft Berlin. Ihr Gründungsvater war der zweite japanische Leiter des Japaninstituts, Kanokogi Kazunobu, ein nationalistischer Kulturpolitiker, der weiteren Kreisen durch sein später umstrittenes Buch “Der Geist Japans” bekannt geworden ist. Der Gesellschaft fiel die Aufgabe zu, “durch Vorträge, künstlerische Vorführungen usw. die Kenntnis über Japan in Deutschland zu verbreiten und durch gesellige und andere Veranstaltungen die freundschaft-

lichen Beziehungen zwischen Deutschen und Japanern zu pflegen und zu fördern" (*Japan-Handbuch*). Die Gesellschaft entwickelte eine rege Tätigkeit, auch gemeinsam mit dem Japaninstitut, wie beispielsweise die Herausgabe einer Fachzeitschrift *Yamato* (1930–1932), später unter dem Namen *Nippon* (1935–1944). Ab 1936 war der Leiter des Japaninstituts gleichzeitig auch Präsident der Deutsch-Japanischen Gesellschaft. (Erster Vorsitzender der DJG war bis 1933 der Völkerpsychologe Wilhelm Haas, Schriftführer der Japanologie Alexander Chanoch, der als jüdischer Wissenschaftler im selben Jahr in die Emigration ging.) Die Deutsch-Japanische Gesellschaft Berlin, der weitere gleichnamige Gründungen in anderen Großstädten wie Frankfurt a.M., Hamburg oder München in lockerer Bindung an die Berliner Muttergesellschaft folgten, ist nach dem Zweiten Weltkrieg unter maßgeblicher Beteiligung Martin Rammings wiederbelebt worden. Bis 1955 Vizepräsident — den Vorsitz der Gesellschaft wollte er nicht mehr übernehmen — blieb er die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens als Ehrenmitglied der Gesellschaft verbunden.

Martin Rammings, der als Leiter des Japaninstituts vielfältige Aktivitäten entwickelte, so 1935, als er den ersten deutschen Japanologentag einberief, war auch mit der Schriftleitung der oben genannten Zeitschriften *Yamato* und *Nippon* befaßt. Seinen ursprünglichen Bibliotheksaufgaben konnte er sich nur in den ersten Jahren widmen. Für die Bibliothek, die durch Schenkungen und Stiftungen bald stark angewachsen war, konnte glücklicherweise schon frühzeitig, 1927, Fritz Rumpf (1888–1949) als sogenannte Hilfskraft gewonnen werden. Rumpf war ein ausgezeichnete Sachkenner, einem weiteren Publikum durch seine Sammlung japanischer Volksmärchen bekannt. Er war mit dem japanischen Büchermarkt vertraut und tätigte für das Institut in großem Umfang wertvolle Käufe. Für den Aufbau und das Ansehen der Bibliothek des Japaninstituts hat Fritz Rumpf sehr viel geleistet.

Diese Bibliothek, deren Grundausstattung mit einer großzügigen Spende des japanischen Industriellen Hoshi Hajime finanziert worden war, schließlich an die fünfzehntausend Bände umfaßte und damals eine der besten Fachbibliotheken weltweit war, hat durch die Einwirkungen des Krieges ein beklagenswertes Schicksal erlitten.

Als die Gefahr der Vernichtung durch Luftangriffe auf Berlin ständig wuchs, wurde ein Teil der Bestände im März 1944 nach Uhlstädt in Thüringen ausgelagert und fiel bei Kriegsende in amerikanische Hände. Ein anderer Teil wurde nach Fürstenwalde bei Berlin evakuiert und ebenso wie die in Berlin verbliebenen Reste von der sowjetischen Armee beschlagnahmt und abtransportiert. Von diesen Büchern ist nichts wiederaufgetaucht, während

die in die USA gelangte Teilbibliothek 1957 an die Bundesrepublik zurückgegeben wurde und in der damaligen Westdeutschen Bibliothek Marburg, der Vorgängerin der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, zwischengelagert wurde, ehe sie im Herbst 1966 nach der endgültigen Auflösung des juristisch noch existenten Japaninstituts als unentgeltliche Aufbauhilfe von der Max-Planck-Gesellschaft, der Rechtsnachfolgerin des alten Japaninstituts, dem neugegründeten Ostasien-Institut, der jetzigen Fakultät für Ostasienwissenschaften der Ruhr-Universität Bochum, zugesprochen wurde. Martin Ramming hat diese geretteten Bestände 1968 in Bochum besichtigt und dort seinen letzten Universitätsvortrag gehalten: "Erinnerungen an das Berliner Japaninstitut".

Im Zentrum meiner bisherigen Ausführungen stand das Berliner Japaninstitut, dessen Werdegang von der Gründung (1926) bis zur Auflösung (1945) hier skizziert worden ist. Anschließend möchte ich nun in diesem Geschichtsmosaik die vorangegangene Entwicklung des wissenschaftlichen Interesses an Japan in dieser Stadt, seiner Sprache und Kultur, zurückverfolgen, um dann in einem letzten Schritt die weitere Entwicklung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts kurz darzustellen.

Hier haben wir zuerst einmal an Clemens Scharschmidt (1880–1945), den älteren Zeitgenossen Martin Rammings, zu erinnern. Er stammte aus dem Vogtland, hatte als junger Germanist, Schüler von Eduard Sievers und auf dessen Empfehlung 1902 eine Lektorenstelle in Okayama erhalten und war neun Jahre in Japan geblieben. Eng vertraut geworden mit der japanischen Kultur und dem japanischen Alltag war er 1911 zurückgekehrt und hatte 1914 mit einer Studie über einen älteren japanischen Briefsteller (*Unshû shôso*) in Leipzig promoviert. Nach Kriegsdienst und Verwundung war er zunächst 1916 im sogenannten Kriegssprachendienst als Übersetzer und Dolmetscher verpflichtet worden und hatte dann 1921 die Stelle eines planmäßigen Japanischdozenten am SOS in Berlin erhalten. Mit ihm arbeitete dort zeitweilig als Lektor Kimura Kinji zusammen, der als Verfasser des bisher einzigen großen Japanisch-deutschen Wörterbuches (1937 erschienen) Berühmtheit erlangt hat. Ab 1929 dozierte Martin Ramming neben Scharschmidt am SOS. Scharschmidt wurde 1934 zum Honorarprofessor der Berliner Universität ernannt und nach Einrichtung der Auslandswissenschaftlichen Fakultät daselbst zum Professor für japanische Landeskunde. (Die Auslandswissenschaftliche Fakultät war 1940 durch Zusammenlegung der aus dem SOS hervorgegangenen Auslandshochschule mit der Hochschule für Politik entstanden). Scharschmidt brachte an Realia Vorlesungen zur japanischen Landeskunde

und zur japanischen Geschichte, mit der er sich intensiv beschäftigte. Er war ein äußerst anregender und kenntnisreicher Hochschullehrer. Zu seinen zahlreichen Schülern gehörten u. v. a. Günther Wenck (1916–1992) und Inge-Lore Kluge (1919–1995). Die japanologischen Beiträge Scharschmidts behandeln die japanische Schrift und Schriftreform sowie die japanische Landeskunde und Geschichte. Ich habe während meiner Berliner Studienzeit nach seinem *Praktischen Lehr- und Lernbuch – die wichtigsten chinesischen Zeichen im Japanischen* (1943) Kanji gepaukt.

Scharschmidt hatte mit den Nationalsozialisten nichts im Sinn. Nur widerwillig ließ er sich als offizieller Dolmetscher einsetzen. 1943 wurde er vorzeitig in den Ruhestand geschickt. 1945 fand er ein tragisches Ende: Unmittelbar vor dem Einstellen der Kampfhandlungen wurde er im Garten seines Hauses in Stahnsdorf bei Berlin von sowjetischen Soldaten erschossen.

Scharschmidt war Schüler und Nachfolger des ersten Berliner Japanologen Rudolf Lange (1850–1933). Sohn eines Berliner Rektors war er als junger Gymnasiallehrer 1874 nach Tôkyô gegangen, um dort Deutsch und Latein zu lehren. Sieben Jahre blieb er in Tôkyô, unterrichtete Deutsch an der Medizinischen Fachschule, der späteren Medizinischen Fakultät der Universität Tôkyô, und trieb intensive Japanischstudien. Auf Grund seiner sprachlichen Kompetenz wurde er 1887 als Dozent für Japanisch an das neu errichtete "Seminar für Orientalische Sprachen der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin" (SOS) berufen.

Das am 27. Oktober 1887 eröffnete Seminar, ein Produkt der deutschen Kolonialpolitik, in der Nazizeit zum Auslandswissenschaftlichen Institut umgewandelt und erst lange nach Kriegsende in Bonn wiedererrichtet, war ursprünglich für die Ausbildung von Dolmetschern im auswärtigen Dienst konzipiert worden, dann auch zum Erwerb von Sprachkenntnissen einheimischer Idiome für deutsche Kolonialbeamte. In der Gründungsfestschrift vom 3. April 1886 hieß es zu den Aufgaben eines solchen Seminars: "Sie sollen sich auf theoretische Vorlesungen und praktische Übungen in den lebenden Hauptsprachen des Orients und Ostasiens (Türkisch, Arabisch, Persisch, Japanisch, Chinesisch und indische Idiome) erstrecken. Für jede Sprache wird ein mit den Landesverhältnissen und der Landessprache vertrauter deutscher Lehrer bestellt und demselben ein aus den Eingeborenen des Landes entnommener Assistent beigegeben." Das Berliner SOS war also von Anfang an auf eine von außen- und wirtschaftspolitischen Interessen gesteuerte praxisorientierte Ausbildung zugeschnitten.

Hier schuf Rudolf Lange seine grundlegenden Hilfsmittel zum Japanischlernen, als da sind das *Lehrbuch der japanischen Umgangssprache* (1890) — übrigens, das erste von 22 im SOS bis 1910 verfaßten Lehrbüchern — sodann die *Einführung in die japanische Schrift* (1898) und das *Übungs- und Lesebuch zum Studium der japanischen Schrift* (1904), sämtlich Veröffentlichungen des SOS und Standardwerke ihrer Zeit, die über die Grenzen hinaus dankbare Benutzer fanden. Überhaupt hat Lange, anfangs in der Stellung eines Lektors, eine sehr fruchtbare Lehrtätigkeit in Berlin entfaltet, zusammen mit dem später als Philosoph berühmt gewordenen und ebenfalls als Lektor eingestellten Inoue Tetsujirô, ab 1904 assistiert von dem ‐Hilfslehrer‐ Hermann Plaut (gest. 1909, Verfasser eines der frühesten Unterrichtswerke neben den Arbeiten Langes mit dem Titel *Japanisches Lesebuch*, 1890). Neben dem reinen Sprachunterricht mehrten sich im Laufe der Jahre die landeskundlichen Lehrveranstaltungen. Zu den zahlreichen, auch ausländischen Teilnehmern der Kurse gehörten die später zu akademischen Ehren gekommenen Karl Florenz und Friedrich Trautz. (Trautz nahm als Oberleutnant an den Kursen von 1912/13 teil und war einer der auffallend vielen militärischen Absolventen.) Auch Serge Elisséeff, der aus Rußland in die USA emigrierte russische Japanologe und Koautor des als ‐Reischauer-Elisséeff‐ bekannten amerikanischen Japanischlehrbuches (*Elementary Japanese for College Students*) hatte zeitweilig bei Lange studiert.

Clemens Scharschmidt, der 1921 seinem im Vorjahre pensionierten Mentor im Amt folgte, bezeichnet Lange als ‐Begründer der wissenschaftlichen Japanologie in Deutschland‐. Damit kommen wir wieder zu der leidigen Frage nach dem Urvater dieser Wissenschaft. Ich selbst neige, vielleicht aus lokalpatriotischen Gründen, der Auffassung Scharschmidts zu, habe allerdings auch betont, daß ‐erst der Philologe Karl Florenz durch seine Arbeiten über japanische Geschichte, Literatur und Religion das Fundament für die deutsche Japanologie des 20. Jahrhunderts gelegt hat‐ (*Kleines Lexikon der Japanologie*). Zwischen beiden Gelehrten gab es übrigens Spannungen, die sich aus den sehr kritischen ‐Bemerkungen und Berichtigungen zu Langes Einführung in die japanische Schrift‐ (1898) von Florenz ergaben.

Wir wollen hier der Frage nach dem Gründungsvater der deutschen Japanologie nicht weiter nachgehen. Man könnte sonst tief in die Vergangenheit über Siebold (1796–1866) und seinen Berliner Zeitgenossen Julius Heinrich Klaproth (1783–1835), der in Paris sino-japanische Texte übersetzt hatte und in dem Werk *Asia polyglotta* von 1823 die Verwandtschaft aller asiatischen Sprachen nachweisen wollte, bis zu Engelbert Kaempfer (1651–1716) oder

sogar bis zu dem etwas älteren Berliner Propst Andreas Müller (1630–1694) zurückgehen, dessen Liebe der Orientalistik galt und der 1684 über das *Alphabetum Iapanicum* schrieb. Aber auch der Würzburger Siebold-Schüler Johann Joseph Hoffmann (1805–1878), der in Leiden Japanisch lehrte, und der aus Karlsbad stammende August Pfizmaier (1808–1887) haben sich um die Anfänge des Faches verdient gemacht.

Als mir bei Beginn meines Studiums im Wintersemester 1946/47 auf einem Bücherkarren vor der Berliner Staatsbibliothek in der Dorotheenstraße ein Stapel von Sonderdrucken der Pfizmaierschen Abhandlungen aus den Denkschriften und Sitzungsberichten der Wiener Akademie in die Hände fielen, wurde ich durch den offensichtlich hohen Schwierigkeitsgrad des Gegenstandes und die zumindest einem Freshman seltsam erscheinende Darstellung stark verunsichert. Dennoch belegte ich im Wintersemester 1947/48 die dreistündige Einführung ins Japanische von Martin Ramming und arbeitete mich bis zum Sommersemester 1950 zum *Heike monogatari* und zum *sôrôbun* vor. Die Zahl der Teilnehmer an den Kollegs beschränkte sich auf ungefähr fünf Studenten. Als wir zu Beginn des Wintersemesters 1949/50 nach einer Vorlesung Rammings über die Geschichte des japanischen Mittelalters unsere Glückwünsche zu seinem sechzigsten Geburtstag aussprachen, meinte er, daß nun sein Lebenszyklus von sechzig Jahren (*kanreki*) vollendet, das Kommende ungewiß und dessen Erörterung müßig sei, was er mit einem seiner beliebten Sprichwörter belegte: *rainen no koto wo iu to, oni ga warau* ("Wenn man über Dinge des nächsten Jahres spricht, lachen die Teufel"). Ramming lebte dann noch an die vierzig Jahre.

Betrachten wir nun kurz in einem letzten Abschnitt die Entwicklung der Berliner Japanologie nach dem Schicksalsjahr 1945. Ramming hat nach dem Kriege bis zum Wintersemester 1948/49 den japanologischen Unterricht allein bestritten, nachdem am Ende des Krieges Scharschmidt zu Tode gekommen war und der seit 1942 an der Universität als Dozent lehrende Walter Donat aus politischen Gründen nicht unterrichten durfte. Vom Sommersemester 1949 an konnte ich die Kollegs von Herbert Zachert besuchen, der, 1947 aus Japan repatriert, 1949 Professor mit Lehrauftrag an der Humboldt-Universität geworden war. Zachert, 1908 in Berlin geboren, hatte seine Berliner japanologischen Studien 1929 mit dem Sprachdiplom am SOS abgeschlossen und wurde Doktorand in Hamburg bei Karl Florenz, bei dem er 1932 mit einer Arbeit über die alten kaiserlichen Erlasse (*semmyô*) promovierte. Unmittelbar nach seiner Promotion folgte er einem Angebot als Deutschlehrer an die Oberschule von Matsumoto. Die vielen Jahre in der japanischen Provinz

hatten ihn tief in die Lebens- und Ausdrucksformen seines Gastlandes eindringen lassen — beispielsweise war er aktives Mitglied der örtlichen Haiku-Gesellschaft, und er vermochte seine Erfahrungen und Erlebnisse plastisch und einprägsam zu vermitteln.

Unvergeßlich ist mir seine Einführung in das Nô und sind mir seine umgangssprachlichen Übungen, in denen er anekdotenreich die Charakteristika des Japanischen seinen Hörern nahebrachte. 1959 übernahm Zachert nach Rammings Emeritierung den japanologischen Lehrstuhl an der Humboldt-Universität, ging aber bereits 1960 als Leiter des in Bonn wiedererrichteten Seminars für Orientalische Sprachen nach Westdeutschland, wo er bis zu seiner 1977 erfolgten Emeritierung, ab 1966 auch als Ordinarius an der Bonner Universität, wirkte. Zachert starb 1979.

In Berlin gab es inzwischen zwei japanologische Seminare, nachdem 1948 infolge der Relegation von Studentenvertretern viele Angehörige der Humboldt-Universität ausgezogen waren und im Dezember des Jahres die Freie Universität Berlin in Dahlem gegründet hatten. Es bedurfte jahrelanger Aufbauarbeiten, bis dort ein Ostasiatisches Seminar mit einer japanologischen Abteilung die Tätigkeit aufnehmen konnte, und erst 1963 wurde eine japanologische Professur an der Freien Universität geschaffen. Erster Lehrstuhlinhaber wurde der aus Magdeburg stammende, musikwissenschaftlich orientierte Hans Eckardt (1905–1969), der lange Zeit in Japan gelebt hatte, erst als Lektor an der Universität von Fukuoka, dann als stellvertretender Leiter des Japanisch-deutschen Kulturinstituts in Tôkyô. 1945 aus Japan zurückgekehrt, habilitierte er sich mit einer Studie zur japanischen Musikgeschichte an der Freien Universität und lehrte dort ab 1958 als außerplanmäßiger Professor, ehe er 1964 den dort geschaffenen japanologischen Lehrstuhl erhielt. Eckardt scheiterte an der Studentenbewegung von 1968. Die Studenten legten ihm nazistische und antisemitische Äußerungen sowie Unterrichtsmängel und fragile Fachkompetenz zur Last. Die Besetzung des Institutsgebäudes in der Balbronner Straße in Zehlendorf war ein Fanal des Aufbegehrens gegen die sogenannte Ordinarien-Universität und markiert den Beginn einer langdauernden kritischen Auseinandersetzung mit den Methoden, Inhalten und Repräsentanten des Faches. In dieser Situation war es ein Glück, daß in der Nachfolge Eckardts 1969 der Kultur- und Literaturhistoriker Katô Shûichi gewonnen werden konnte, der bis 1973 an der FU lehrte. Dies gab übrigens den Anstoß für die sehr dankenswerte Übersetzung seiner *Geschichte der japanischen Literatur* durch ein Übersetzerteam der FU (erschienen 1990).

In den frühen siebziger Jahren, als die interne Fachdiskussion einen wichtigen Platz im Studienalltag einnahm, hatte der Hamburger Japanologe Roland Schneider eine Dozentur für Sprache und Kultur Japans an der FU inne, ehe er 1975 nach Tübingen ging.

Nach längerer Vakanz des Lehrstuhles übernahm 1978 der Wirtschaftswissenschaftler Sung-jo Park die japanologische Professur. Seine Berufung war durch die gegenwartsbezogene gesellschaftswissenschaftliche Ausrichtung des Faches an der Freien Universität bedingt. Erst 1991 konnte eine zweite japanologische Professur mit der Literaturwissenschaftlerin Hijiya-Kirschner besetzt werden. Übrigens kommen beide, wie auch der Direktor des neuen japanologischen Zentrums an der Humboldt-Universität, Klaus Kracht, aus Bochum, wo sie sich habilitiert haben.

Betrachten wir nun die weitere Entwicklung an der Humboldt-Universität, in deren Verlauf das soeben erwähnte Zentrum für Sprache und Kultur Japans entstanden ist; letztlich eine Folge der politischen Wende des Jahres 1989, durch die das wiedervereinigte Berlin mit zwei Universitäten nunmehr zwei japanologische Seminare besitzt. Gleichzeitig ist damit der Endpunkt einer dreißigjährigen Geschichte der Berliner Japanologie in der DDR gesetzt, wenn man die Emeritierung von Martin Ramming und den Weggang von Herbert Zachert in den Jahren 1959/60 als Ausgangspunkt nimmt. Denn nach dem Ausscheiden dieser beiden Professoren setzte hier eine neue Entwicklungsphase ein, die in der Praktizierung der in der DDR notorischen Abgrenzungs- und Abschließungspolitik gegenüber der Bundesrepublik Ausdruck fand. In der DDR war die Japanologie nur an einer Universität, der Humboldt-Universität, präsent, so daß ein Fachstudium nur in Berlin möglich war; dies ganz im Gegensatz zur Bundesrepublik, in der damals schon an die zehn Universitäten japanologische Fachstudien anboten. Allerdings erbrachte die Konzentration auf eine Hochschule ein leistungsfähiges Fachzentrum mit mehreren Assistenten und spezialisierten Mitarbeitern (1985 werden neben dem Institutsleiter 15 Fachkräfte genannt).

Ein Hemmnis der Entwicklung waren jedoch die mangelhaften Kontakte zu westlichen Institutionen und Kollegen, die spärliche Literaturversorgung sowie das anfängliche Fehlen offizieller diplomatischer Beziehungen zu Japan, die erst 1973 hergestellt werden konnten. Seitdem besserten sich die Verhältnisse, zumal nun auch offizielle Kontakte mit japanischen Instituten möglich wurden. Vor allem brachte der Staatsbesuch Erich Honeckers in Japan 1981 starke Impulse zu einer Förderung der Japanstudien und zur Ausbildung von Japan-Spezialisten in der DDR.

Eine beachtliche Zahl von Publikationen aus dem Lehrbereich wie auch an literarischen Übersetzungen und sozioökonomischen Studien sind zu verzeichnen, darunter 61 Diplomarbeiten und 20 Dissertationen. Wie zu erwarten, ist die marxistische Interpretationsweise in den Arbeiten nicht zu übersehen, wenn auch manche Sachgebiete, insbesondere die literarischen Übersetzungen weitgehend davon freibleiben.

Der Bereich Japan der Sektion Asienwissenschaften der Humboldt-Universität wurde nach dem Ausscheiden von Herbert Zachert (1960) bis 1979 von Gerhard Mehnert (1914–1983) geleitet. Mehnert hatte in Leipzig Publizistik, Russisch und Japanisch studiert; Japanisch bei Überschaar — zusammen mit Günther Wenck, ehe dieser nach Berlin ging und seine Studien bei Ramming und Scharschmidt fortsetzte. Mehnert war von den Nazis verfolgt worden und hatte sein Studium erst 1948 mit einer wirtschaftswissenschaftlichen Promotion abschließen können. Seit 1954 war Mehnert Lehrbeauftragter an der Leipziger Universität, wurde dann im Wintersemester 1959/60 Mitarbeiter der Japanologischen Abteilung des Ostasiatischen Instituts der Humboldt-Universität und übernahm dort 1962 Leitungsfunktionen. Mehnert hat sich in der Medien- und Hochschulpolitik engagiert und sich während seiner Berliner Amtsjahre um einen praxisorientierten Ausbau des Faches bemüht.

Nachdem Mehnert 1979 aus Altersgründen ausgeschieden war, übernahm Jürgen Berndt (1933–1993) die japanologische Professur an der Humboldt-Universität. Berndt war Schüler von Ramming und Zachert und hatte sein Fachstudium in Berlin 1952 begonnen, gerade in dem Jahre, als ich mich von unseren gemeinsamen Lehrern verabschiedete, um in München zu doktorieren. Berndt nahm 1959 die Lehrtätigkeit an der Humboldt-Universität in moderner japanischer Sprache und Literatur auf. Er promovierte 1963 und erhielt 1979 den akademischen Grad eines Dr. sc. verliehen, was etwa einer Habilitation gleichkommt. Im selben Jahre wurde er zum Professor für Japanologie ernannt. Berndt war ein Japanwissenschaftler von hohem Rang, ein hervorragender Kenner der japanischen Literatur und hat sich durch zahlreiche literarische Übersetzungen einen Namen gemacht. Berndt hat eine reiche Publikations-tätigkeit entfaltet. Sein vorzeitiger Tod ist sehr zu beklagen.

Zu den bleibenden Leistungen Berndts gehörten auch Aufbau und Leitung der Mori-Ôgai-Gedenkstätte, die 1984 aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr der Ankunft Ôgais in Deutschland gegründet wurde und in der Luisenstraße 39, in Ôgais erhalten gebliebener Berliner Wohnung 1989 eröffnet werden konnte. Damit ist einem der bedeutendsten Vermittler deutscher Literatur

und Wissenschaft in Japan eine würdige und von vielen Japanern besuchte Gedenkstätte sowie eine Stätte der Begegnung beider Kulturen geschaffen worden.

Eine der nicht seltenen Parallelentwicklungen in der damals noch geteilten Stadt war die nahezu gleichzeitige Eröffnung einer weit anspruchsvolleren Einrichtung, einer japanisch-deutschen Begegnungsstätte von Kultur und Wissenschaft im Westen der Stadt: Gemeint ist das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin (JDZB), das seinen Sitz in dem von japanischen Architekten wiederhergerichteten Gebäude der ehemaligen Japanischen Botschaft in Berlin-Tiergarten hat. Das Zentrum wird von einer Stiftung getragen, und in der Stiftungsurkunde heißt es: "Zweck der Stiftung ist es, die japanisch-deutsche und internationale Zusammenarbeit auf den Gebieten der Wissenschaft und Kultur und ihres Zusammenhanges mit dem Wirtschaftsleben zu fördern und zu vertiefen. Hierzu gehören insbesondere: Erfahrungsaustausch auf den Gebieten der Wissenschaft, Technologie, Sprache und Publizistik, Veranstaltungen zur Förderung der internationalen Begegnung in diesen Bereichen." Bedenkt man die Erläuterungen des Generalsekretärs des Zentrums, Graf Brockdorff, in der Festschrift zur Einweihung des Gebäudes vom 8. November 1987, und betrachtet man die bisherigen Aktivitäten des Zentrums, so erkennt man Ähnlichkeiten der Aufgabenstellung und der Arbeitsweise des Zentrums mit denen des ehemaligen Japaninstituts. Schließlich wäre hier noch daran zu erinnern, daß sich in der DDR schon 1981 im Zusammenhang mit Honeckers Japanbesuch ein "Kuratorium DDR-Japan" konstituiert hatte, und zwar als "Vereinigung zur Förderung der kulturellen und wissenschaftlichen Zusammenarbeit" (Statut § 1) beider Länder. Übrigens ist die Initiative zu einer solchen Kooperation ursprünglich von japanischer Seite ausgegangen in Gestalt der Gründung einer "Kulturgesellschaft Japan-DDR" (Nihon-DDR Bunka Kyôkai) in Tôkyô mit einem japanischen Bankpräsidenten als Vorsitzenden.

Nachdem ich nun, wie eingangs angekündigt, versucht habe, skizzenhaft die Geschichte der Japanologie in Berlin darzustellen, ist es an der Zeit, den als zweites Thema der Veranstaltung genannten "Ausblick" auf eine anzustrebende Entwicklung der Japanologie in der Hauptstadt Deutschlands zu tun. Dabei sollte man sich nicht durch das von Ramming gern zitierte und bereits angeführte Sprichwort "*rainen no koto wo iu to, oni ga warau*" irritieren lassen, denn die materielle und institutionelle Basis an Voraussetzungen für eine günstige Entwicklung ist denkbar breit und fest. Wo findet man sonst noch in ein und derselben Stadt außer in Tôkyô zwei japanologische Universitätsinstitute, zwei kulturelle und wissenschaftliche Begegnungsstätten und

neben den Institutsbibliotheken die hervorragenden Bestände an Fachliteratur in der Neuen Staatsbibliothek am Kulturforum und in der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek unter den Linden, um nur die tragenden Säulen künftiger Entwicklungen zu nennen.

Ein Konzept für die Kooperation in Forschung und Lehre an beiden Berliner Universitäten haben jüngst die Professoren Hijjya-Kirschner von der FU und Kracht von der HU vorgelegt. Die dort konzipierte Schaffung eines interuniversitären Zentrums für Japanstudien sollte nach Sachlage der Voraussetzungen und Möglichkeiten erstrebenswert und im Rahmen konvergierender Entwicklungen beider Universitäten auch realisierbar sein.



Julius Heinrich Klapproth



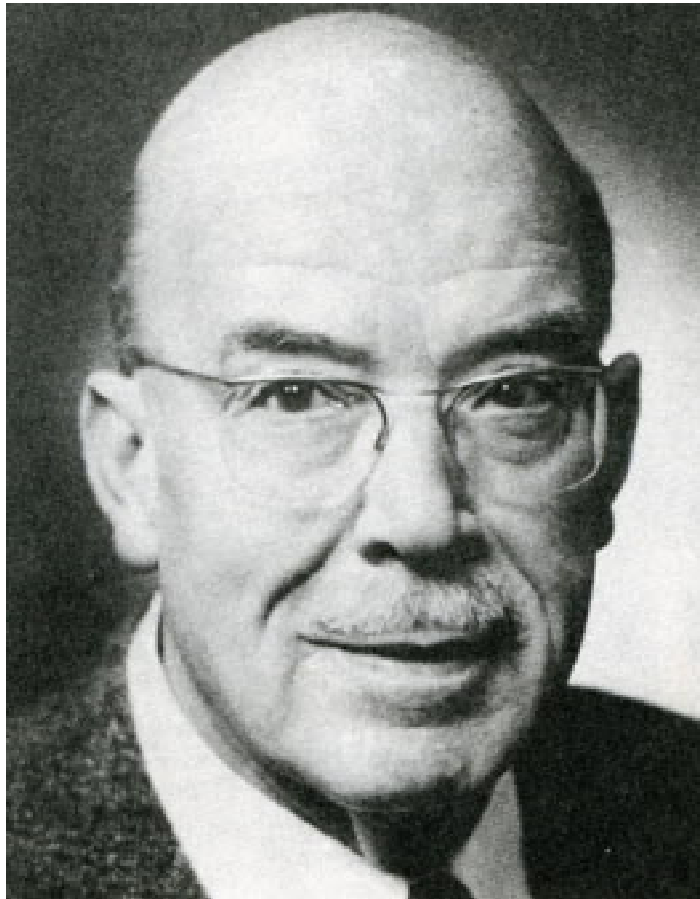
Rudolf Lange



Clemens Scharschmidt



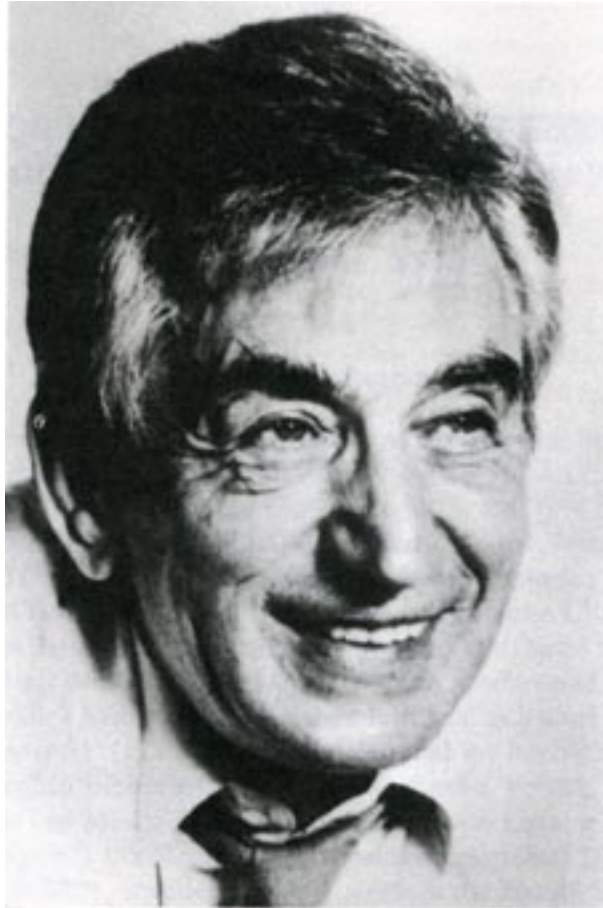
Martin Ramming



Herbert Zachert



Gerhard Mehnert



Jürgen Berndt